

Montag, 2. Oktober 2006

Wilhelm Tell, Selbsthenker

Samuel Schwarz inszeniert am St. Galler Theater seine «Wilhelm Tell»-Adaption «nach Schiller» und mit Nietzsche

Der St. Galler «Wilhelm Tell» von Samuel Schwarz ist ein Attentat auf den Schulbuchklassiker. Es gelingt, mit Witz und ausgezeichnetem Ensemble, zumindest in diesem Sinn: «Tell» wird ein Fall für uns Heutige.

PETER SURBER

Tell spricht Schillerdeutsch, ausser manchmal mit Waltherli, da reden die beiden Dialekt. Gessler kann amerikanisch und deutsch, seine Boys kauen die Wörter wie Chewing Gum. Rudenz und Berta reden und singen hollywood, bis Melchthal sie zur deutschnationalen Rede stellt, während Stüssi nach Gesslers Tod den Sieg über den Tyrannen rustikal verbündnert, gopfertamisiech.

Man spricht englisch. Jedenfalls der Feind. Aber Freund und Feind sind schwer auseinander zu halten in diesem polyglotten Schiller. Freundlich tönen uns einzig Vater und Sohn Tell im Ohr, wenn Wanda Wylowa ihre unverwundbaren Kindersätze sagt und Bruno Riedl sein wiengefärbtes Schweizerisch braucht, das er vielleicht zu Hause am Familientisch spricht – das greift ans Herz, nicht weil es heimattümel, sondern weil es persönlich ist, intim, menschlich. Denn sonst ist alles: Fake, Amerika, Babylon.

Das Sprachenbabel zeigt: Lokal ist global, hier wird mehr als ein Schweizer Mythos exerziert oder exekutiert, Altdorf ist Old Village und Neustadt irgendwo. Tell ist der Fall, zeit- und ortübergreifend. Der Fall eines Opfers als Täter und Opfer einer Gesellschaft, die keinen in Frieden lässt.

Der Text funktioniert

Mit heilloser Konsequenz schnürt Regisseur Schwarz diesen Verhängnis-Strang um Vater und Sohn Tell. Die Eidgenossen und Genossinnen wie die Gesslerischen, alle sind von Beginn weg Marionetten der Macht. Und diese Macht ist, denn wir sind nicht in Bundesbern, Baghdad oder im Zuger Parlament, sondern auf dem Theater: Schillers Text.

Unter der Regie des zunehmend fanatischen Melchthal (glanzvoll Marcus Schäfer) probiert die Schillertruppe den «Tell» durch. Als erstes den Ami-Kniff: Statt Leuthold und Friesshart verfolgen Private Stengele und Private Vokurek als schwer bewaffnete US-Boys den Baumgarten und spielen auf Befehl Abu Ghraib, eine US-Fahne darf nicht fehlen, Melchthal ist zufrieden: «Gut gemacht. Es funktioniert.»

Was kein Wunder ist, denn Kriege sind überall gleich, so wie Zauderer à la Stauffacher (Hans Rudolf Spühler) trotz allem Besserwissen («Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg») überall den Kürzeren ziehen gegen Stauffacherinnen wie Dagmar Hellberg. Und gegen Streitgenossen wie Fürst (Christian Hettkamp), Baumgarten (Roman Schmelzer) oder Melchthal, die beim Bau von Fortress Uri anpacken und unter den Schlägen der Amis heulen mit dem Schiller in der theatralisch schmerzverkrümmten Hand. Es funktioniert, als Movie, als Klamotte, als Bildzitat, als Musical, David Steck zieht als Lord Governor Gessler mit dem Hut eine so abgedrehte Nummer ab, dass ganz Uri klatscht und eifrig knipst.

«Propagandistisch», sagte Regisseur Schwarz im Vorfeld, sei die Struktur des Schillertexts. Dies legt die Regie

offen, intelligent hinter einer teils gezielt billigen Oberfläche von hohlem Pathos, läppischem Witz oder Lovesongkitsch (Musik: Jeff Frohner). Es funktionieren sogar die schnarrenden Hitlersätze auf dem illuminierten Rütli, überflüssigerweise, denn wir haben längst kapiert: Irak ist Hollywood ist Nürnberg ist Altdorf, keiner entkommt.

Tell macht nicht mit

Doch, einer entkommt: Tell. «Hier ist nicht gut sein», murmelt Bruno Riedl beim Anblick der freudig schuftenden Genossen vor Zwing Uri. Es ist der wahre Satz unter lauter falschen, er ist so wahr, dass er den Tell aus dem Text wirft. Statt Schiller gerät ihm Nietzsches «Lämmerdummheit» auf die langsame Zunge, gleich tut ihm der Aussetzer leid, aber es ist gesagt und bestätigt uns: Tell ist als einziger propagandaresistent. Er bleibt es bis zum Schluss, wo ihn das Stück mit Nietzsche endgültig zum Adler, zum Sturzflieger in den Abgrund schreiben wird.

Tell bleibt bei sich. Und gerät deshalb ausser sich. Beim Apfelschuss. Trotz allem Kniefallen soll er schiessen, mit der Krücke seines Krüppelsohns, er schießt und jetzt brennt ihm die Sicherung durch, Tell wütet mit dem Stock auf Walther und auf die andern ein und endet als Häufchen Elend unter dem Tisch, unter dem hervor er wieder auftauchen wird mit Waffen und Bomben als Leibhaftiger Leibacher.

Da kann ihn auch Hedwig (Diana Dengler) nicht mehr stoppen, die ihre beiden Männer von Anfang an verloren hat, weil auch sie am Tropf des Stücks hängt und ihre Trauer wie angelernt abliest.

Tell ist schon allein, als die Kumpane sich zum Schwur auf jenem Rütli treffen, das wie der Krieg auch allen gehört: in klobigen Bergschuhen und schäbigem Pimmelchen am fleischfarbenen Kostüm. Nackt wie der Kaiser, entblösst als Nachtbuben, die sich erst einmal in die Haare und an die Eier gehen und dann (zu viert, sicherheitshalber) rührend den Aufstand schwören.

Am Abgrund

Da ist die Bühnenwand (Ausstattung Martin Warth) schon umgeklappt und gibt jetzt den Blick auf ein alpines Sils-Maria-Resort frei, wo die Party zu den 1. Nietzsche-Festspielen im Gang ist. Logisch trinken die Eidgenossen ihr Cüpli mit, so logisch wie Tell zu Leibacher und Waltherli zum Selbstmordattentäter wird, der jetzt im Publikum sitzt, das selbst gebastelte Bombenarsenal um den Leib geschnürt.

Schwarz will in diesem Finale monströs viel. Zug und Bayreuth, Tell-Monolog und Nietzsches Gedicht «Unter Raubvögeln» treten in einen vertrackten Dialog, der niemandem Recht oder Unrecht gibt, sondern den Abgrund auftut. Unten am Abgrund will Tell Rache, obwohl Gessler oben längst tot ist. Tell, der «Raubvogel», der «Selbstkenner», «Selbsthenker».

«Schon gehenkt» – aber zugleich ist er für uns Zuschauer der einzig Lebende, Menschliche. Jedenfalls an diesem Theaterabend hat der starke Einzelne, haben Tell und Walther die Tyrannei der Mitmacher besiegt.

Und ausgerechnet der: ein Terrorist?

Copyright © St.Galler Tagblatt
Eine Publikation der Tagblatt Medien